umher und wurde auch von der Stute mit Kennéraugen betrachtet. Allerdings — die Mutter sah es nicht gern, daß ihr Kälbchen der sonst so geschätzten Nachbarin zu nahe kam.

Bald schmolz der Schnee, und von den Bergwiesen ergossen sich Rinnsale, die gluckfend zu Tale eilten. Die herbe Flora des nördlichen Urals erwachte zu buntem Leben, der Wald hallte vom frohen Jubel der gefiederten Frühlingsboten wider, und eines Morgens erscholl das lange Zinnhorn des greisen Stjepan in langgezogenen, uralten Weisen, denen kein Rinderherz zu widerstehen vermochte.

Alle Ställe öffneten sich, und heraus strömte die gehörnte Schar, unter ihr die gerade dienstfreien Pferdchen der Bauern.

Am Ende des Dorfes wuchs ihre Zahl zu stattlicher Herde und wandte sich waldwärts. Mit lustigen Bocksprüngen tollten selbst alte Tiere in die Freiheit. Melodisch klang das Geläut der Glocken. Die Rinder schwelgten im jungen Grün, legten sich über Mittag nieder, um wiederzukäuen, und kehrten abends mit strotzendem Euter heim.

So ging es einige Wochen in Ruhe und Frieden. Natascha mit ihrem kleinen Sprößling pflegte oft abseits zu grasen, denn die angeborene Neugier des munteren Kalbes führte es häufig weit von der Wiese und in den Wald. Dann war die Kuh wie verwandelt; aufmerksam musterten ihre schönen dunklen Augen die Umgebung, und in langen Zügen holte sie mit erhobenem Kopfe Wind von allen Seiten.

Und sie hatte nur zu recht, auf der Hut zu sein. Schon seit einigen Tagen sah Stjepan mit großem Mißvergnügen die Tatzenabdrücke eines Bären von einer Größe, wie sie selbst in jenen Gegenden nur selten vorkommt. Er hielt sorgfältige Wacht und trieb namentlich die jungen Tiere möglichst in die Mitte der Wiese.

Dann war mehrere Tage keine frische Fährte zu spüren. Beruhigt hatte der Alte sich um die Mittagszeit in den Schatten einer Linde gelagert und war bald eingeschlafen.

Da schreckte er jäh empor. Aus nicht allzu großer Ferne drang der langgezogene, stöhnende Schrei eines geschlagenen Kalbes. Gleich darauf ein prustendes Schnauben, das von einem gröhlenden Wutgebrüll beantwortet wurde.

Unruhe bemächtigte sich der Herde. Die Kühe rotteten sich zusammen, während sämtliche Gäule in panischem Schrecken davonstoben. Mit gesenkten Hörnern rückte die ganze Gesellschaft auf ein dichtes Gebüsch im Walde zu, aus welchem wildes Stampfen, Schnauben und Gebrüll tönten.

Stjepan, mit scharfem Beil bewaffnet, begleitet von seinem treuen Hunde, eilte so rasch er konnte der Herde nach und wurde gerade noch Zeuge eines ungleichen Kampfes.

Mit zerbrochenen Rippen und aufgerissenem Leib lag das schwarze Kälbchen verendet am Boden. Dicht neben ihm wälzte sich ein mächtiger brauner Bär mit schweren Wunden in Flanken und Brust und versuchte verzweifelt, auf die Läufe zu kommen.

Mit vorgestreckten Ohren und wild funkelnden Augen, den Schwanz hoch in der Luft peitschend, setzte Natascha immer wieder zur wilden Attacke gegen den Mörder ihres Sohnes an.

Ein furchtbarer Brantenhieb hatte ihr im Nacken die Knochen bloßgelegt, das rechte Horn war abgebrochen und steckte zwischen den Rippen des Bären. Furchtbar schnaufend und stöhnend griff sie das Ungeheuer an.

Als der Bär die sich nähernde Herde gewahrte, raffte er sich voll Verzweiflung auf und hieb mit letzter Kraft Natascha nieder. Er wollte fliehen, doch schon war es zu spät. Die erzosten Rinder bearbeiteten ihn derartig mit Hörnern und Klauen, daß von dem riesigen Tier bald nur noch eine formlose Masse übrig blieb. In ihrer Wut hätten sie schließlich auch noch dem treuen Wächter Stjepan den Garaus gemacht, wenn er nicht schleunigst auf einen Baum geflüchtet wäre. Erst nach Stunden beruhigten sich die Tiere und konnten abgetrieben werden.

Mit letzter Kraft, die hinteren Gliedmaßen nachschleifend, arbeitete sich Natascha zu ihrem Kind, um auf seinem zerrissenen Leib zu verenden.

### Rudolf Presber und der Rhein.

Der Rhein, der uns Deutschen so viel geschenkt hat, große Männer, große Taten und das Blut seiner Reben, er ist auch die eigentliche Heimat Rudolf Presbers, dessen sechzigsten Geburtstag die literarische Welt heute feiert. Sah der bekannteste deutsche Humorist der Gegenwart auch das Licht des köstlichen Weinjahres 1868 in Frankfurt am Main, so stand doch die Wiege des Hauses Presber zu Rüdesheim am Rhein, mitten im Herzen des rebenfröhlichen Rheingaus, und nicht zum mindesten rheinisch-lustiger Geist war es, der dem Dichter die köstliche Gottesgabe des Humors verschaffte. Und als ein echtes Kind des Rheins und seiner Reben ist Presber zum Schöpfer prächtiger Trinklieder geworden.

## = = Heimatecke = =

### Ein Lob der Heimat!

Es liegt ein Städtchen teuer-wert
Im Land der Niedersachsen
Wo nah' dem heimatlichen Herd
Die goldnen Ähren wachsen.

Der Börde sommerlich Gefild
Gleicht einem Meer von Segen:
Wenn sich in Lüften lau und mild
Die schweren Halme regen.

Hier reift das Korn zum lieben Brot
Auf welligem Gelände
Und stillt der fernsten Städte Not;
Stärkt ihrer Arbeit Hände.

Preist Ihr die Rebe an dem Rhein:
Vergeßt nicht unsre Acker!
Korn wiegt gewichtiger als Wein
Nicht nur für Mühl' und Bäcker!

Und preist Ihr manches schöne Land
Im Sang und in Gedichten:
So mögt Ihr auch zum Diemelstrand
Die Blicke einmal richten!

Der Diemelfluß nimmt seinen Lauf
Talwärts durch grüne Auen, —
Hoch reckt der Desenberg sich auf
Allüberall zu schauen.

Verfall'ne Türme grüßen stumm
Aus altersgrauer Zeit;
Der Mauern Trümmer ringsherum
Wissen von Kampf und Streit!

Doch friedlich schreitet übers Feld
Der Landmann nun zur Mahd;
Weitab vom Lärm der lauten Welt
Still reifte seine Saat. —

Du Städtchen aber, hochgebaut:
Ein Zauber dich umschließt!
Drum sing' und sage ich es laut:
Warburg! Sei mir gegrüßt!

Gustav Kerger, Warburg.

(Nachdruck verboten!)


# Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes






Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 58 — 21. Juli 1928 — 3. Jahrgang


# Haß aus Liebe.

Roman nach dem Englischen von Hugo Falkner. Copyright by Greiner & Comp. Berlin W 30. Nachdruck verboten.

2. Fortsetzung

„Wirklich?“ und Lola de Ferras lächelte spöttisch, die dunklen Locken mit ungeduldiger Gebärde in den Nacken zurückschüttelnd. „Ich werde mein Möglichstes tun, um Lord Risworth zu fesseln“, fügte sie dann hinzu. „Deeping Hurst gefällt mir.“

„Du scheinst die Liebe ganz aus dem Spiele zu lassen“, bemerkte Bianca ernst.

„Mein Hauptzweck ist eine brillante Heirat, doch laß mich die Liste der Heiratskandidaten vervollständigen. Du weißt natürlich alles, was in der Gegend vor sich geht, hast du auch schon die neueste Kunde vernommen?“

„Nicht, daß ich wüßte.“

„Du hörtest nichts über Schloß Scarsdale?“

„Nicht ein Wort.“

„Du weißt also wirklich nichts von Scarsdale und dessen schönem, ritterlichen Eigentümer, dem Freiherrn Karl v. Allanmore? In den Namen habe ich mich bereits verliebt, mag nun der Träger sein wie er will: er gilt für einen der liebenswürdigsten, schönsten unserer Edelleute; das alte Schloß wird nun endlich einer gründlichen Restaurierung unterzogen, denn der Eigentümer kommt, um hier bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Er hat weder Mutter, noch Schwester oder Gattin, ist also gänzlich unbeschützt und — wer weiß?“

Bianca hob abwehrend die zarte Rechte.

„Sprich nicht in diesem Ton zu mir, Lola, ich mag ihn nicht. Du verkehrst die rechtmäßige Ordnung der Dinge. Wir Frauen sollen uns suchen lassen, nicht aber selbst den Männern die Hand bieten.“

„Die Zeiten ändern sich, Bianca, einst hat diese Sitte bestanden.“

„Und wird ewig bestehen, so lange die Frauen —“

„Mein Kind, du predigst tauben Ohren, deine Worte werden nutzlos vergeudet. Laß mich lieber dir von dem Freiherrn v. Allanmore erzählen.“

„Hast du ihn jemals gesehen?“ fragte Bianca, die sehr gegen ihren Willen noch einiges Interesse für die Erzählung der Freundin empfand.

„Nein, aber ich höre, daß Lady Fielden in der kommenden Woche ein glänzendes Fest veranstalten will, und da alle Familien der Grafschaft geladen sind, so bietet sich jedenfalls Gelegenheit, ihn zu sehen. Nun dünkt mir die wichtigste Frage, darüber einig zu werden, was wir tragen wollen; ich habe reizende Toiletten, bin aber noch gänzlich unentschieden; willst du mir mit deinem Rate beistehen?“

„Ich verstehe nicht viel von Toiletten“, entgegnete Bianca schüchtern. „Doch sollte ich meinen, du müßtest das Kleidsamste nehmen, wenn es dir von so wesentlichem Belange scheint, zu gefallen.“

„Ich will die größte Gutmütigkeit an den Tag legen“, lachte Lola; „wenn, was mir nicht unwahrscheinlich dünkt, sowohl Lord Risworth als auch Sir Karl mir huldigen, so bin ich geneigt, den einen meiner beiden Verehrer dir abzutreten.“

„Du bist sehr großmütig“, entgegnete Bianca etwas kühl; sie konnte nicht umhin, im innersten Herzensgrunde das übermäßige Selbstbewußtsein des Mädchens zu tadeln. „Du scheinst die Möglichkeit gar nicht in Frage zu ziehen, daß irgendeiner der Herren auch mir huldigen könnte?“ fügte sie dann belustigt hinzu.

„Ich will das gar nicht in Abrede stellen,“ entgegnete die Französin herablassend, „deine Art von Schönheit hat ja auch seine Anhänger.“

„Während die deine vermutlich vollkommen unwiderstehlich ist“, meinte Bianca, und der Gesichtsausdruck Lolas verriet ihr, daß sie vollständig dieser Ansicht sei.

Während Bianca nun in ihrem stillen Zimmer saß und über die Jahre nachsann, die abgeschlossen hinter ihr lagen, gedachte sie unwillkürlich all dieser Einzelheiten.

Im Moment hatten die selbstbewußten Gespräche Lolas sie oftmals belustigt, in der nächsten Minute aber sagte sie sich, daß Lola de Ferras doch auch mit zahlreichen guten Eigenschaften ausgestattet sei. Während Bianca von Clesden selbst frei von jeder übertriebenen Eitelkeit war, gab es für Lola nur einen wertvollen Besitz, ein Glück auf Erden: ihre Schönheit

3. Kapitel.

**Weiß und rot.**

Lady Fieldens Fest wurde von der Elite der ganzen Gegend weit und breit in der Runde besucht: es galt für

eine ganz besondere Auszeichnung, ihr Haus besuchen zu dürfen, und alles drängte, um eine Einladung zu erhalten. Der Himmel selbst hatte sein Möglichstes getan, um den Tag festlich zu begehen, in wolkenloser Bläue wölbte er sich über der Landschaft. Der Freiherr von Cliesden war unwohl gewesen, er hatte sich nicht beteiligen können und Madame de Ferras erbot sich infolgessen, Bianca unter ihre Obhut zu nehmen. Das Auto hr in White Cliffe vor, um das Mädchen abzuholen: Madame de Ferras sah in der dunkelroten Samtrobe so vornehm aus, wie ein lebendig aus seinem Rahmen hervortretendes Rokokobild; Lola trug ein helles, spitzenverziertes Seidenkleid. Ihre erste hastige Frage an Bianca war, ob ihre Toilette der Freundin wohl auch gefalle. Dieselbe stand so völlig im Einklang mit der eigenartigen Schönheit des Mädchens, daß der Bescheid nicht anders als bejahend lauten konnte, und mit einem Seufzer der Erleichterung richtete sich Lola in den Kissen des Wagens zurecht.

„Das freut mich, ich gestehe, daß ich mit einiger Sorge deinem Ausspruch entgegensah."

Ihr kritisches Auge musterte dabei jede Einzelheit von Biancas Erscheinung; diese trug eine weiße Robe, es ließ sich nichts Verschiedeneres denken, als die Kleidung der beiden jungen Mädchen, und obschon Lolas Kostüm weit kostbarer war, ließ sich doch nicht in Abrede stellen, daß Bianca vornehmer aussah.

Sie liebt offenbar die Einfachheit, dachte Lola mit stiller Befriedigung, desto besser, von mir ist sie gründlich verschieden.

Madame de Ferras wünschte nichts sehnlicher, als daß ihre Tochter etwas weniger eitel wäre; sie machte eine darauf bezügliche Aeußerung, Lola aber entgegnete lachend, jetzt sei doch wohl nicht der richtig gewählte Moment zu einer Moralpredigt.

Lady Fielden hatte weder Mühe noch Kosten gescheut, um den Glanz ihres Festes zu erhöhen; alles prangte im üppigsten Schmuck, Vorkehrungen waren getroffen, abends den prächtigen Schloßgarten mit zahllosen Lampions zu beleuchten.

Die beiden reizenden Mädchengestalten erregten nicht geringes Aufsehen, man bezeichnete sie sofort als die Königinnen des Tages; es herrschten geteilte Ansichten, viele der Herren gaben Bianca den Vorzug, anderen sagte Lola de Ferras südländisch-feurige Schönheit besser zu. Man hatte die verschiedensten Bezeichnungen für beide. Einige verglichen Bianca mit einer Lilie, andere wollten in Lola eine stolzprangende Camelie sehen, alle kamen aber endlich darin überein, daß, wenn auch verschieden in ihrer Art, sich kaum zwei schönere Mädchen denken ließen.

Madame de Ferras mit ihren jungen Schutzbefohlenen war bereits über eine Stunde anwesend, als der Baron Karl v. Allanmore ebenfalls unter den Gästen erschien; Lola hatte inzwischen bereits Erfahrungen gemacht, die ihr nicht unbedingt angenehm waren; sie hatte mit dem ihr eigenen scharfen Verstande erkannt, daß von all den Verehrern, die sich ihr huldigend genaht, auch nicht einer als „glänzende Partie" hätte bezeichnet werden können. Sie ersehnte den Augenblick, in dem Lord Risworth oder Sir Karl endlich erscheinen würde.

Als endlich der Baron in den Bannkreis ihrer Augen trat, sah sie gerade vorteilhafter aus denn je. Sie stand an einem reichen, vielfarbigen Fuchsienbeet im Garten, ihr kostbares Seidenkleid umschloß eng die schlanke und doch üppige Gestalt. Ein leiser Anflug von Ermattung zeigte sich in den schönen Zügen und verlieh denselben eine ihnen sonst fremde, sanfte Weiche; doch die Müdigkeit schwand, als Lady Fielden an der Seite eines Herrn auf sie zugeschritten kam, von dem Lola sich sofort gestand, es sei der schönste Mann, den sie je gesehen.

„Fräulein de Ferras, Sir Karl Allanmore wünscht Ihnen vorgestellt zu werden."

Lola schlug die Augen empor, ein schöner Mann blickte lächelnden Mundes zu ihr nieder.

Ihr Herz schlug ihm entgegen schon in dieser ersten Sekunde des Zusammenseins. Sie kannte die leidenschaftliche Glut ihrer eigenen Natur nicht, sie wähnte, daß ihr einziges Streben darauf gerichtet sei, eine glänzende Heirat zu machen und wäre doch der hingebendsten Liebe fähig gewesen, imstande, übermenschliche Opfer zu bringen, um der Liebe willen.

In das schöne, zu ihr niederblickende Antlitz des Mannes emporsehend, der zu ihr sprach, vergaß sie für einen Augenblick wenigstens das eigene Ich, vergaß darüber nachzusinnen, wie sie aussah, vergaß Bianca von Cliesden und empfand nur den einen Wunsch, ihr Leben lang in seiner Nähe weilen zu dürfen.

Er sprach heiter und lebendig, wie dies so in seiner Art lag, nach und nach verloren sich die Umstehenden und er blieb mit Lola allein.

„Wollen wir einen kleinen Spaziergang bis zum Bach unternehmen und die Vorkehrungen besichtigen, die dort zu dem Feuerwerk getroffen sein sollen?" fragte er, und sie stimmte bei.

Die ganze Welt hatte für Lola de Ferras urplötzlich eine rosige Färbung erhalten, sie sagte sich, daß sie sich nun gar nicht die Mühe geben wolle, die Bekanntschaft des Grafen Risworth zu machen, sie war vollständig damit zufrieden, wenn der Mann, den sie als den zweiten in Frage kommenden Heiratskandidaten angesehen hatte, ihr seine Aufmerksamkeit schenken würde.

„Ich bin ein Fremder hier in der Gegend," sprach Sir Karl Allanmore, „aber ich muß gestehen, daß ich die Landschaft äußerst anmutig finde. Kennen Sie meine Besitzung, Fräulein de Ferras?"

„Sehr gut", entgegnete sie, sich im stillen gelobend, ihr Möglichstes zu tun, um Herrin von Scarsdale zu werden.

„Ich hatte noch nicht Zeit, viel mit meinen Nachbarn zu verkehren," fuhr er fort, „hoffe aber, bald meinen Besuch in Beaulieu abstatten zu können."

„Mama wird sich gewiß sehr freuen, Sie zu begrüßen."

Sie sprach ernster, als es sonst ihre Gepflogenheit war, doch das Aufblitzen ihrer Augen sagte manches, was die Zunge unausgesprochen gelassen hatte.

„Darf ich hoffen, auch von Ihnen mit freundlichem Willkommensgruß empfangen zu werden?" fragte Sir Karl.

„Ich kann es nicht versprechen, den müssen Sie sich erst verdienen."

„Ich will mein Möglichstes tun."

Sir Karl Allanmore war nicht jenes bedeutungsloseste, lächerlichste aller Geschöpfe, eine männliche Kokette, er war kein Geck, er war weder unbeständig noch unaufrichtig, er unterhielt sich gerne in harmloser Weise mit hübschen Mädchen, er bewunderte sie, er sprach mit ihnen. Nicht heiße Liebesworte waren es, die dann seinen Lippen unbedacht zu entschlüpfen pflegten, doch lag in seinem Wesen eine ritterliche Galanterie und Rücksichtnahme, die alle Frauen bezauberte, mit denen er verkehrte. Auch die allzu empfängliche Natur der jungen Französin wurde davon auf das lebhafteste berührt.

„Welches Land lieben Sie am meisten?" fragte Sir Karl Allanmore, während sie zusammen lustwandelten, „Frankreich, Ihre Heimat, oder die Gegend, in der Sie leben?"

Ihr Blick leuchtete seltsam glutvoll, ihre Lippen bebten.

„Ein Beweis, wie fremd wir einander noch sind," bemerkte sie, „daß Sie eine solche Frage an mich stellen. Glauben Sie, es ließe sich mein sonniges, Liebe atmendes Heimatland mit dem kalten, nebeligen, trübseligen Reiche der Briten, in dem nie ein heller Sonnenstrahl die Gegend beleuchtet, überhaupt vergleichen? Ich liebe jeden Fuß breit französischen Bodens, Frankreich dünkt mir die Heimat der Poesie und Romantik."

„Auch wir haben unsere Poesie."

„Ja, aber sie ist traurig und Ihre Romantik nennt sich Tragödie! O denken Sie nur an Frankreich mit seinen Flüssen und Bergen, mit seinem ewig blauen Himmel, mit den Rebengeländen und Olivenhainen."

„Sie sprechen mit beredtem Enthusiasmus", lächelte Sir Karl.

„Doch, ah! Sehen Sie, Fräulein de Ferras, welch liebliches Bild; wer ist jene junge Dame dort drüben in Weiß und Blau?"

Mit plötzlich erwachendem Bangen sah sie empor und gewahrte, daß er Bianca unausgesetzt beobachtete. Ohne daß sie gewußt hätte, weshalb, fühlte sie, wie es ihr plötzlich kalt über den Rücken rieselte.

(Fortsetzung folgt.)

# Am die Scholle.

Skizze von Gerhard v. Gottberg.

Sturm brauste über die Mark, griff rüttelnd in Kiefern und Tannen, trieb Sand und Regenschauer durchs Land!

Drinnen in der niedrigen Kammer eines einsamen Hofes lauschte der kranke Bauer mit stummer Sorge seinem Toben. Würde das Strohdach drüben auf der Scheuer halten? Ob die alte, morsche Linde am Hoftor zu trotzen vermöchte? ... Es war so schon der Not genug. Sein eigen Land hatte er, nach Mißernten, Brand und Seuche, verpachten müssen, die Schuldenlast war nimmermehr aufzubringen. Jetzt dienten seine Söhne drüben auf dem Gutshof als Knechte, nur des Brotes wegen. Und er ...? Das verruchte Bein quälte ihn. Hätte ihn die Kugel damals besser getroffen, dann brauchte er jetzt nicht all das Elend herunter zu schlucken.

Nebenan in der Stube erklangen laute Stimmen. Fremde waren dort, Reisende! Ihr Wagen hatte einen Radbruch auf dem grundlosen Wege gerade vor dem Hoftor erlitten. Nun briet seine Frau in aller Eile für die unerwarteten Gäste. Er hörte ihre helle Stimme. Was trieb sie eigentlich im Zimmer, hatte in der Küche doch genug der Arbeit, für Unterhaltung mochten die Gäste selber sorgen. Doch der Kranke dachte nicht lange nach, kam wieder auf seinen Kummer zurück. Wie lange noch, dann ging er mit einem Bettelsack vom Hofe der Väter.

Er ward unterbrochen, sein Weib hastete herein, hielt einen Beutel hoch: „Hör'! Wir sind der Sorgen ledig! Dreihundert Taler ... dreihun ...!"

Er richtete sich auf, starrte sie an: „Geld ...?" Doch auf einmal ward sein Gesicht wächsern: „Wofür das Geld?"

„Den Stein ... ich hab den Stein ...!"

„Weib!" Eine furchtbare Erregung schüttelte ihn; ächzend erhob er sich, trat auf sie zu; seine Fäuste rüttelten an ihr: „Den Stein ... Du hast den Stein verkauft ...?" Er riß ihr den Beutel aus der Hand, stelzte ins Zimmer. Man hatte hier das laute Rufen vernommen. Ein vornehmer Herr saß neben einem Knebelbärtigen, hatte Dreispitz und Krückstock auf den Tisch geworfen. Mit glühend erregtem Gesicht stapfte der Bauer zu ihm: „Herr! Möget die Unbill verzeihen! Hier ist der Beutel, gebt mir den Stein zurück!"

Doch der Fremde blieb ruhig sitzen, sah auf den funkelnden Kristall in seiner Hand, der im Flackern des Herdfeuers blitzte und glimmerte: „Was fällt Euch ein? Ich hab den Stein mit guten Talern aufgewogen! Zum Teufel scher' er sich!"

Dem Bauern stand der Schweiß auf der Stirn, er fühlte seine Adern an den Schläfen schwellen: „Herr! Jener Stein ist eines Schicksals Spruch und mehr wert mir als dieses Leben!"

„Ein Filz ist Er, und weiter nichts!" ... Doch der Gast bereute sofort seine Worte: er sah das Stelzbein des Alten, sah Totenblässe in dem verwitterten Gesicht: „Erzähl' Er lieber und parlamentiere nicht!"

Der Bauer stampfte mit düsterem Gesicht zur Türe; es schien, als wolle er mit Gewalt die Männer im Hause zurück halten: „Es möchte Euch gering von Nutzen sein! ... Herr, jener Stein ward meinem Ahn gegeben, als er bei Fehrbellin für seinen Kurfürst und die Mark gestritten. Da lag er schwer blessiert! Mehr weiß ich nicht!"

„Dann sei Er froh, den Stein mit Gold zu tauschen!"

Der Alte schüttelte abwehrend den Kopf: „Nein, Herr! So lang der Stein in meiner Hand, so lang er Erbgut meinen Enkeln ist, bleibt diese Scholle uns. Es ist ein alter Spruch! Wohl, der den Stein verkauft, ist sorgenlos und kann gemächlich leben, doch seine Söhne geh'n als Bettelvolk von ihrer Väter Land! So hat's der Ahn erzählt, so hat's der Vater noch gehalten. Hätt' tausendmal den Stein verkaufen können, und ließ ihn dennoch seinem Sohn!"

Der Fremde hatte mit großen, prüfenden Augen ihn angesehen: „Ich mein', daß Eure Alte uns erzählte, Ihr wär't in Not! Der Hof sei nur noch Dein; im Ackerland der Väter ging ein fremder Pflug!"

Ein Stöhnen entrang sich dem Bauern, gepreßt stieß er hervor: „O ja! Daß diesem fremden Pflug die Schar zerbräche, der Satan ihn in Grund und Hölle risse ... doch, Herr, die Hoffnung ist noch mein, so lang der Stein in diesem Hause wacht, sind Sorgen wohl und Hunger und Entbehrung, doch unsre Scholle bleibt wie Stahl und Eisen an uns hangen!"

Der Gast war aufgestanden: „Nun hör Er zu! Ich will Ihm weiterhelfen, leg hundert Taler drauf, und seinen Söhnen, die als Knechte fronen, geb ich in Potsdam noch ein gutes Brot!"

Die Bäuerin schrie auf: „Mann, versündige Dich nicht! Fort mit dem Heidenstein! Kannst' Besseres Dir von allen Heil'gen hoffen? Schlag ein!"

Doch der Alte sah finster auf den Fremden, stieß sein Weib zurück: „Herr! Und wenn der Teufel mir der Hölle Gold verspräche; wenn da der König selber käme, ich geb' den Stein nur mit dem Leben hin! Ein Bauer ist kein Geld, das man vom Dorf zum nächsten Markte traget, ist keine Pflanze, die in jedem Topfe heimisch ist. Den Eichbaum kann man auch nicht umverpflanzen, er stirbt, wenn seinen Wurzeln Erdreich fehlt! ... Ich mein', man kann dem Volke gar mit keinem Besseren dienen, als von der alten Scholle her die Söhne ihm zum Dienste hin zu schicken! Es wächst die echte Kraft, der trutz'ge Sinn im dunst'gen Erdreich nur, mit dem das Herz verwachsen!"

Es war lange still; sinnend sah der Gast in das flammende Herdfeuer, dann wandte er sich um: „Bauer! Geht Er von dieser Scholle, so kommt ein andrer eben und tut Sein Werk!"

Der zähe Alte richtete sich auf, mürrisch gab er zurück: „So denken Krämer, Herr! Man kann ein Hemd wohl wechseln, doch nicht der Väter Werk! Die Scholle ist kein Ding, mit dem man schachern soll, aus dem man, je nach Sinn, sich runde Taler preßt! Man darbt für sie, und gibt ihr allen Schweiß, weil man sie liebt, weil sie der Väter Erbe! Ein fremder Reiter bringt sie rasch zurück!"

Es war tonlos still im Zimmer geworden, nur das Knacken des Herdfeuers zuckte auf, und draußen am Hoftor ächzte und knarrte die alte Linde, als wolle sie den Worten des Bauern Echo geben.

Der Fremde griff nach dem Beutel, den der Alte auf den Tisch geworfen, öffnete ihn, legte den Stein zu dem Gelde:

„Weiß er, wem er soeben die Lektion erteilte?"

„Ein Stadtherr wohl ... von Potsdam oder so."

Ein Lachen zuckte über die scharf geschnittenen Züge des Fremden: „Sein König bin ich! — Nehm Er den Beutel mit dem Steine hin, Er kann's von Seinem Herrn ruhig nehmen ... als Lehrgeld nur! Es kann Sein König noch von solchem Trutze lernen!" —

In der Mark liegt an einem Kiefereck der einsame, uralte Hof. Ein eichstark trutziges Bauerngeschlecht haust dort, hat in eisenbeschlagener Truhe den blutroten Stein von Fehrbellin verwahrt. Mögen Sturm und Not über die Mark jagen, sie beißen die Zähne aufeinander, hungern und darben lieber, als daß sie den Stein opfern, der sie heute wohl sorglos macht, morgen aber ihren Kindern die Scholle nimmt.

# Natascha.

Skizze von Waldemar v. Bosenstein.

Natascha war eine kleine, zottige braune Kuh. In einem fernen Walddorf des Urals kam sie zur Welt, und Wolfsgeheul war die erste Musik, die ihre Kinderohren in sich aufnahmen. Klein von Gestalt, fast zierlich waren ihre Hörner, schön geschwungen und recht spitz.

„Schneid' ihr doch die Spitzen ab", sagte Marja zu Martyn, ihrem Mann, doch der brummte: „Mag sie sie behalten. Man weiß nicht, wofür sie gut sind!"

Natascha wuchs in einer recht großen Herde auf, teilte den Stall jedoch nur mit Mascha, der kleinen, schnellen Stute des Bauern. Die beiden Tiere standen nebeneinander, und selbst auf so wenig empfindsame Menschen wie Martyn und sein Weib wirkte es rührend, wenn die Kuh oftmals mit ihrer rauhen Zunge das struppige Fell des Stallgefährten glättete und ihm andere Beweise ihrer Zuneigung gab.

Als Natascha zwei Jahre alt geworden war, schenkte sie einem allerliebsten schwarzen Bullkälbchen das Leben. Munter sprang der junge Erdenbürger schon nach kurzer Zeit im Stall